



SEI STOLZ DRAUF ODER HALT'S MAUL.

– GELBES GOLD. Fabienne Dür

GELBES GOLD

SCHAUSPIEL VON FABIENNE DÜR

VAGANTENBÜHNE BERLIN
73. SPIELZEIT

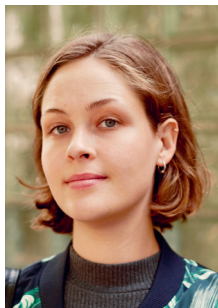




**WIE EINE BEI RTL2, WENN DIE
FRAUEN GETAUSCHT WERDEN
UND ES IST NICHT GEWISCHT.**

- GELBES GOLD. Fabienne Dür





FABIENNE DÜR

(*1993) studierte Theaterwissenschaft und Deutsche Philologie an der Freien Universität Berlin und Szenisches Schreiben an der Universität der Künste Berlin. Sie erhielt den Sonderpreis des Kinder- und Jugendtheaterpreises des BMFSFJ, war Leonard Frank Stipendiatin des Mainfrankentheaters Würzburg und wurde für den Berliner Kindertheaterpreis des Grips Theaters nominiert. Ihr Debütstück "Gelbes Gold" wurde 2021 zum Heidelberger Stückemarkt eingeladen und im Dezember 2022 am Staatstheater Kassel uraufgeführt. Fabienne Dür arbeitet als Autorin, Dramaturgin und Regisseurin in Berlin. Sie isst ihre Pommes mit Ketchup und Mayo.

TEXTNACHWEISE

Eribon, Didier: Rückkehr nach Reims. 2009, Deutsche Erstausgabe Suhrkamp Verlag Berlin, 2016, Übersetzung: Tobias Haberkorn

Hirsch, Annabelle: Natürlich, es ist der Körper! Annie Ernaux über "Das Ereignis". In: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/gespraech-mit-der-annie-ernaux-ueber-das-ereignis-17528678.html> 12.09.2021

Guerillachefs: Selbstgemachte Pommes – Wie macht man Pommes selbst? In: <https://guerillachefs.de/7-tipps-fuer-die-besten-pommes-der-welt/> 30.09.2020

Fastabend, Anna: Der Käpt'n überlebt immer. Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland. In: <https://taz.de/Arbeitslosigkeit-in-Ostdeutschland/!5885308/> 16.10.2022

BILDNACHWEISE

Fotos: Niels Wehr, Felix Theissen

IMPRESSUM

Herausgeber: Vagantenbühne Berlin | Kantstraße 12a | 10623 Berlin | Künstlerische Leitung, Geschäftsführung: Lars Georg Vogel | Redaktion: Lea Mantel, Niels Wehr | Gestaltung: Niels Wehr | Druck: Vagantenbühne Berlin | [instagram.com/vagantenbuehne](https://www.instagram.com/vagantenbuehne) | www.vaganten.de

GELBES GOLD

Schauspiel von Fabienne Dür

Ana	Sarah Maria Sander
Fritz	Felix Theissen
Juli	Sibylle Gogg
Mimi	Hannah von Peinen

Regie	Bettina Rehm
Bühne & Kostüme	Clara Wanke
Dramaturgie	Lea Mantel
Regieassistenz & Abendspielleitung	Alexander Schatte
Technische Leitung & Licht	Malte Hurtig
Bühnentechnik	Henry Mampe
Assistenz Bühne & Kostüme	Lisa Schiefelbein

Premiere am 14. Dezember 2022
Aufführungsrechte: Verlag der Autoren, Frankfurt am Main
Spieldauer: 1:30 h (keine Pause)

ZUM STÜCK

Eine verlassene Kleinstadt irgendwo in Deutschland: strahlende Rapsfelder, sandiger Boden, Bahngleise, Plattenbausiedlung kurz vor dem Abriss (da soll nämlich ein Outlet-Center hin). Fritz, ein leidenschaftlicher Imbissbesitzer auf der Suche nach dem perfekten Pommes-Frites-Rezept. Mimi, seine Partnerin und Unterstützerin, die auch endlich mal ihren eigenen Wünschen nachgehen will. Juli, die den Weg aus der Kleinstadt sucht und doch den Absprung nicht schafft. Und Ana, Fritz' Tochter, die den Ort vor Jahren verlassen hat, um zu studieren, die Welt zu sehen, und nun als vertrauter Fremdkörper aus der Großstadt wieder zurückkehrt.

Ihre Ankunft schlägt Wellen wie ein Kieselstein in einer Pfütze, wirbelt Staub auf, der sich längst gesetzt hatte, entdeckt ein Beziehungsgeflecht, das ebenso von Entfremdung wie von Zärtlichkeit geprägt ist. Die Veränderungen, die Ana auslöst, sind nicht groß in dieser Schwebe zwischen Tatendrang und Machtlosigkeit – und doch gehen sie an niemandem spurlos vorbei, nicht zuletzt an Ana selbst. Was bleibt, ist das gelbe Gold: Rapsfelder, Sandboden, zischende Pommes in der Fritteuse.

In der PCK-Raffinerie in Schwedt, knapp 50 Kilometer nordöstlich von Stefan Diebetz und seiner Schleuse in Eberswalde, haben sie die ganz großen Ängste. Da fürchten 1.200 Arbeiter:innen 32 Jahre nach der Wiedervereinigung erneut um ihre Arbeitsplätze, falls dort kein russisches Öl mehr ankommen sollte. Da fürchten sie den Krieg und seine Folgen.

Bei den Schleusenwärter:innen in Eberswalde sind die Sorgen ein paar Nummern kleiner. Hier droht nur der Fortschritt. Die alten Schleusen, die Stefan Diebetz und seine Kolleg:innen noch wie vor 150 Jahren mit der Hand aufkurbeln, sind marode. Deshalb wollen die Kommunen am Kanal sie sanieren – und, wenn sie schon dabei sind, auch gleich automatisieren. Dann könnten die Schleusen abends länger geöffnet bleiben. Und sparen würde man auch, die Gehälter der Schleusenwärter:innen kosten die Kommunen jedes Jahr knapp eine halbe Million Euro. Die Bauarbeiten an den ersten drei Schleusen sollen bald beginnen. Drei Arbeitsplätze fallen sofort weg, später wahrscheinlich mehr. Jeder, der bleiben will, muss sich neu bewerben. Auch Diebetz. [...]

Diebetz zeigt sein Bewerbungsfoto. Er ist fast nicht zu erkennen. Ein Mann mit Glatze und Brille. Einer wie viele. Erst als Diebetz den Job als Schleusenwärter bekam, entschied er, sich einen richtigen Seemannsbart wachsen zu lassen. Beim Einstellungsgespräch sagt sein späterer Chef zu ihm: "Ah, der Käpt'n!" Dieser Satz, vielleicht einfach nur so rausgerutscht, ging Diebetz nicht mehr aus dem Kopf. Die Rolle des Kapitäns, das machte mehr her als all die bisherigen Rollen in seinem Leben. Doch ein Käpt'n braucht etwas, damit man ihn erkennt. Diebetz bestellte eine Kapitänsmütze bei Amazon. Irgendwann schenkt ihm seine Schwägerin noch Ringe für den Bart.

Der Rundfunk Berlin-Brandenburg sei schon hier gewesen und Kabel 1 hat ihn für die Dokureihe "Achtung Kontrolle!" begleitet, sagt Diebetz. Manche Leute würden extra seinetwegen in den Kanal fahren. Und Diebetz erzählt, wie sich sein möglicher neuer Chef immer freut, wenn er ihn sieht: "Weil ich sein Lieblingsschleusenwärter geworden bin, sein Maskottchen." Man könnte auch sagen, dass Stefan Diebetz nach seiner zweiten oder dritten Chance den Kapitalismus verstanden hat. Er hat eine Marke aus sich gemacht. Er ist der Kapitän an Land. Er glaubt: Wenn einer bleibt, seinen Job behält, dann er.

- DER KÄPT'N ÜBERLEBT IMMER. Anna Fastabend

KAPITÄN AN LAND

Drei Ruderboote biegen in die Schleuse ein. Eines heißt "Hiddensee", ein anderes "Aurith". Die Frauen und Männer manövrieren ihre langen Holzkähne an die Seitenwände. Einer der Steuermänner macht sich ein Bier auf. "Nastrowje, wie die Britten sagen!", ruft er.

"Na, dann spielen wir mal Schiffe versenken", sagt Stefan Diebetz, Kapitänsmütze und langer geflochtener Wikingerbart, und kurbelt die Metallklappen auf, das geht so schwer, dass er sich mit dem ganzen Oberkörper dagegenstemmen muss. Das Wasser rauscht mit Karacho aus dem Becken. Die Boote wackeln. "Festhalten!", ruft einer der Insassen. [...]

Diebetz arbeitet seit 2017 an der Stadtschleuse Eberswalde und hat es als ihr Wärter zu einer gewissen Prominenz in der brandenburgischen Kleinstadt im Landkreis Barnim gebracht. Er mag Boote und Wasser, unterhält sich gerne mit Menschen. Er ist eine städtische Attraktion, eine Marke, so wie der Eberswalder Spritzkuchen, der wie eine glasierte Krone aussieht. Diebetz ist zur Ruhe gekommen nach den Abstürzen der vergangenen Jahrzehnte, den ganzen Veränderungen, die er bewältigen musste in seinem ostdeutschen Leben seit 1989. 17 Jahre ohne feste Arbeit hat er hinter sich, da ist Schleusenwärter quasi wie König sein. So könnte es weitergehen. Könnte. Sicher ist das nicht. Denn wieder wird die Arbeit, die Diebetz und seine Kolleg:innen machen, in Frage gestellt.

Immer im Oktober, wenn sich die deutsche Einheit jährt, werden die entsprechenden Reden gehalten, von Revolution, Freiheit und dem Leben, das heute besser ist als in der DDR. Seit einigen Jahren geht das nicht mehr so selbstverständlich, die Risse zwischen Ost und West sind wieder stärker zutage getreten, werden häufiger thematisiert, gerade im Umgang mit den Krisen und Umbrüchen der Gegenwart. Bundesratspräsident Bodo Ramelow (Die Linke) hat in seiner Rede zum diesjährigen Tag der Deutschen Einheit gesagt: "Neben Geschichten von erfolgreichen Aufbrüchen stehen Erzählungen von Menschen, für die die Einheit einen sozialen Abstieg bedeutete – für manche von ihnen auf sehr lange Zeit." Und er warnte vor Ereignissen, die nach den Umbrüchen von damals erneut "unsere Arbeitswelt und unsere gesamte Lebensweise verändern". Das löse bei vielen Menschen Ängste und Sorgen aus.



UNBEHAGEN ÜBERWINDEN

Als Kind und Jugendlicher, in den sechziger und siebziger Jahren, mochte ich meine Großmutter sehr. Sie wohnte damals (wie in all den Jahren, in denen ich sie kannte) in Paris, in der Stadt, die sie liebte und in die sie Ende der Fünfziger, nach der endgültigen Trennung von ihrem Ehemann in Reims, wieder gezogen war. [...] Sie lebte mit einem anderen Mann zusammen, den ich immer meinen „Großvater“ nannte. Die reale und die biologische (oder gar juristische) Familie stimmen seltener überein, als man denkt, und „Patchwork-Familien“ gibt es nicht erst seit den Neunzigern. In der Welt der Arbeiter waren Familien- und Eheverhältnisse seit Langem von Komplexität und Diversität geprägt. Zum Besseren wie zum Schlechteren, mit Brüchen und Arrangements, Improvisation und harten Entscheidungen. Meine Großmutter heiratete ihren neuen Partner nie und ließ sich auch nie von dem Mann scheiden, den sie 1946 in Reims geheiratet hatte. Er starb irgendwann Ende der Siebziger oder Anfang der Achtziger, als sie ihn schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen hatte.

Als Jugendlicher schämte ich mich für diese „wilde“ Familiensituation. [...] Diejenigen, die immer alles fein säuberlich „geregelt“ haben wollen und die überall um den „Sinn“ und den „Halt“ des Ganzen besorgt sind, können sich auf die Kraft der Normen verlassen, die sich in unser Bewusstsein einschreiben, weil wir sie zusammen mit den Regeln der sozialen Welt erlernen. Dass wir diesen Normen verhaftet blieben, liegt auch an der Scham oder sogar Schande, die wir empfinden, wenn das Milieu, in dem wir uns bewegen, mit der rechtlich und politisch sanktionierten Ordnung nicht übereinstimmt. Obwohl sie mit der Lebensrealität nichts zu tun hat, wird die familiäre Norm der Normfamilie von einer ganzen Kultur als erstrebenswertes Ideal und zugleich einzig lebbares Modell hingestellt. Gegen Leute, die ihre Definition von Enge und Familie, von der Legitimität oder Illegitimität verschiedener Lebensweisen allen anderen aufzwingen wollen und dabei Modelle in Anschlag bringen, die vielleicht in ihrer eigenen reaktionären Gedankenwelt funktionieren, in der Realität aber noch nie funktioniert haben, habe ich eine tiefe Abneigung. Sie ist wohl auch deshalb so stark, weil sie sich zu einer Zeit herausgebildet hat, als alternative Lebensformen dazu verdammt waren, in einem Bewusstsein von Devianz oder Anormalität als etwas Minderwertiges, Peinliches oder Beschämendes gelebt zu werden. [...]

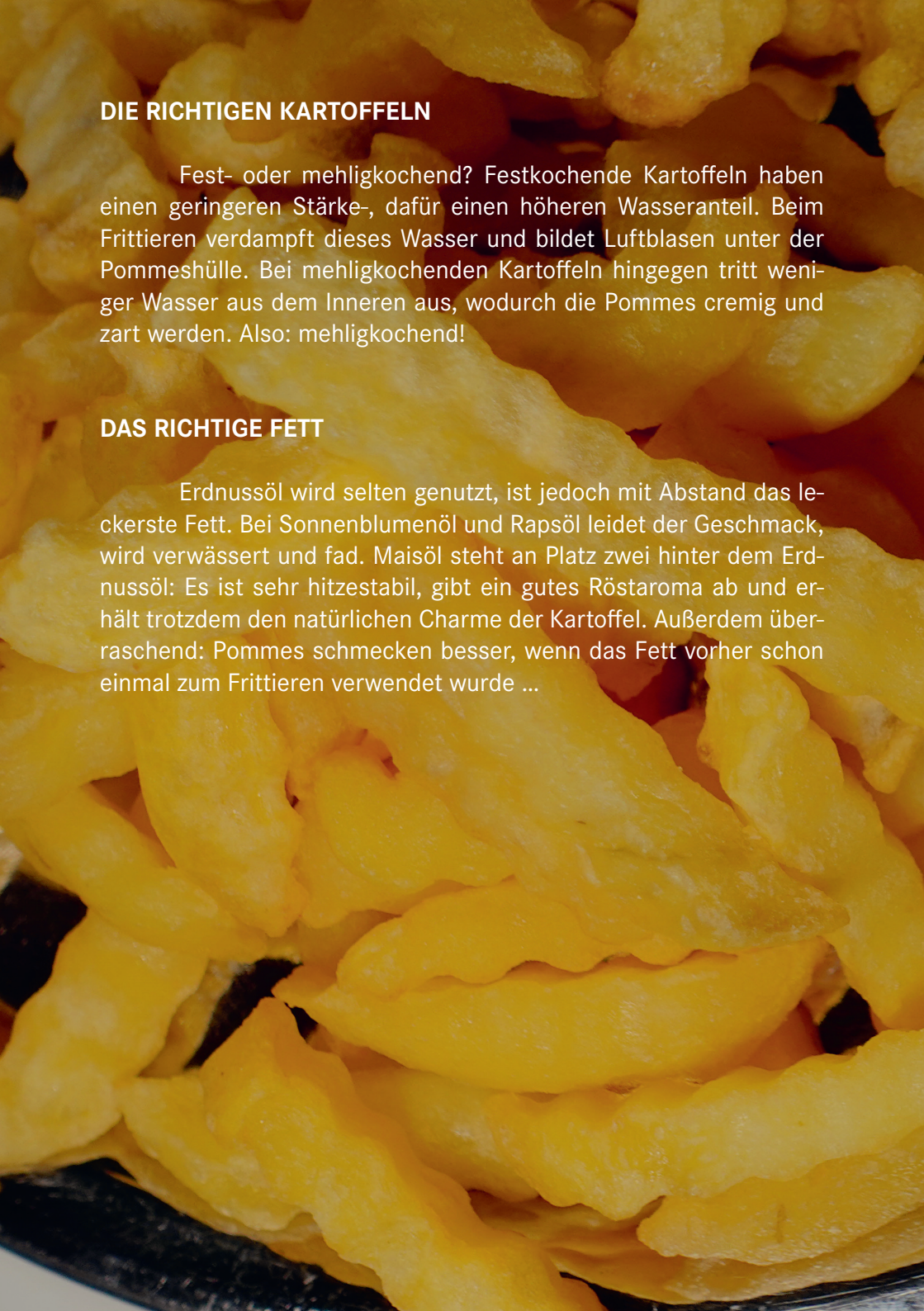
DIE RICHTIGE VORBEREITUNG

Häufig hört man, dass man Pommes zweimal frittieren sollte – das verbessert die Pommes jedoch nur kurzfristig. Effizienter ist es, die Pommes vor dem Frittieren mit Maismehl zu umhüllen: Es bindet Feuchtigkeit und sie bleiben lange kross. Ab jetzt Pommes nur noch mit Maismehl!

DIE RICHTIGE TEMPERATUR

Entscheidend ist nicht, welche Temperatur das Öl zu Beginn des Frittierens hat, sondern zum Schluss. 165°C sind perfekt. Kleiner Trick: die Pommes im kalten Fett ansetzen und auf 165°C erhitzen – sie haben hierbei mehr Zeit, schonend im Kern zu garen und anschließend außen knusprig zu werden.





DIE RICHTIGEN KARTOFFELN

Fest- oder mehligkochend? Festkochende Kartoffeln haben einen geringeren Stärke-, dafür einen höheren Wasseranteil. Beim Frittieren verdampft dieses Wasser und bildet Luftblasen unter der Pommeshülle. Bei mehligkochenden Kartoffeln hingegen tritt weniger Wasser aus dem Inneren aus, wodurch die Pommes cremig und zart werden. Also: mehligkochend!

DAS RICHTIGE FETT

Erdnussöl wird selten genutzt, ist jedoch mit Abstand das leckerste Fett. Bei Sonnenblumenöl und Rapsöl leidet der Geschmack, wird verwässert und fad. Maisöl steht an Platz zwei hinter dem Erdnussöl: Es ist sehr hitzestabil, gibt ein gutes Röstaroma ab und erhält trotzdem den natürlichen Charme der Kartoffel. Außerdem überraschend: Pommes schmecken besser, wenn das Fett vorher schon einmal zum Frittieren verwendet wurde ...

Der Großvater, den ich in den sechziger Jahren kennenlernte, arbeitete als Fensterputzer. Er transportierte seine Leiter und seinen Eimer auf einem Moped. Da er auch die Fenster von Cafés oder Läden außerhalb seines Wohnviertels reinigte, kreuzten sich unsere Wege einmal mitten in Paris. Er freute sich über diese Zufallsbegegnung, mich genierte sie, denn mir grauste davor, dass ich mit ihm und seinem seltsamen Gefährt gesehen werden könnte. Was hätte ich auf die Frage, mit wem ich da redete, antworten sollen? In den nächsten Tagen plagte mich ein extrem schlechtes Gewissen. „Warum akzeptiere ich nicht, was ich bin? Habe ich mich so lange in einer bürgerlichen und kleinbürgerlichen Welt bewegt, dass ich mich für meine Familie schäme? Dass ich meine eigene Familie verleugne? Warum habe ich all die gesellschaftlichen Hierarchien so sehr verinnerlicht, obwohl ich sie intellektuell und politisch zu bekämpfen vorgebe?“ [...]

Die Spuren dessen, was man in der Kindheit gewesen ist, wie man sozialisiert wurde, wirken im Erwachsenenalter fort, selbst wenn die Lebensumstände nun ganz andere sind und man glaubt, mit der Vergangenheit abgeschlossen zu haben. Deshalb bedeutet die Rückkehr in ein Herkunftsmilieu, aus dem man hervor- und von dem man fortgegangen ist, immer auch eine Umkehr, eine Rückbesinnung, ein Wiedersehen mit einem ebenso konservierten wie negierten Selbst. Es tritt dann etwas ins Bewusstsein, wovon man sich gerne befreit geglaubt hätte, das aber unverkennbar die eigene Persönlichkeit strukturiert: das Unbehagen, zwei verschiedenen Welten anzugehören, die schier unvereinbar weit auseinanderliegen und doch in allem, was man ist, koexistieren. Eine Melancholie, die aus einem „gespaltenen Habitus“ erwächst, um diesen schönen und kraftvollen Begriff Bourdieus aufzugreifen. Dieses unterschwellige, diffuse Unbehagen, und mir ihm eine noch stärkere Melancholie, drängt genau dann an die Oberfläche, wenn man glaubt, es hinter sich gelassen oder zumindest neutralisiert zu haben. Diese Gefühle waren nie ganz weg, und man entdeckt dann, oder besser, man entdeckt wieder, wie sie, tief in unserem Selbst verkrochen, in uns arbeiten und auf uns wirken. Kann man ein solches Unbehagen jemals überwinden? Kann man der Melancholie entkommen?



ETWAS, DAS MAN SICH HOLEN KANN

Wenn man versucht, seinem ursprünglichen Milieu zu entkommen, fragt man sich oft, was es wohl sein wird, das einen am Ende doch am Aufstieg hindern wird. Worüber wird man stolpern? Als ich erfuhr, dass ich schwanger bin, dachte ich: Natürlich, es ist der Körper! Er wirft mich dorthin zurück, wo ich herkomme. Eine unverheiratete Schwangere, das ist das Symbol der Armut, die Garantie, dass man es nie rausschaffen wird. Man kann sich das heute nicht mehr vorstellen, wie das war, als es verboten war und kein Arzt einem helfen wollte. Ich hatte wirklich den Eindruck, als würde sich eine Betonwand vor mir erheben, als sei hier Schluss.

* * *

Ich habe vor kurzem mit einer Soziologin darüber gesprochen und wir kamen zu dem Schluss, dass man sogar als sozialer Überläufer einen Nachteil daraus zieht, eine Frau zu sein. Ich schreibe seit vierzig Jahren über die Zerreißprobe, die so ein sozialer Übergang bedeutet, aber die Vertreter des Themas sind Edouard Louis und Didier Eribon. Das ist in Ordnung, ich mag sie auch beide, aber es ist doch bezeichnend. Als ich vor über dreißig Jahren zum ersten Mal in Deutschland war, um "Der Platz" vorzustellen, sagte mir eine Frau: Sie haben doch einfach nur Minderwertigkeitskomplexe. Einem Mann sagt man sowas nicht.

* * *

Man braucht jemanden, der einem sagt: Los! Geh! Auch wenn derjenige weiß, dass man sich dadurch entfernen und in eine andere Welt übertreten wird. Meine Mutter hat mich nie zurückgehalten, im Gegenteil. Ich hatte Freundinnen, deren Mütter immer Dinge sagten wie "Das ist nichts für uns", sich klein machten. Das hat meine Mutter nie getan. Sie hatte die Schule mit zwölf Jahren verlassen und war Fabrikarbeiterin geworden. Als sie meinen Vater kennen lernte, sahen dessen Schwestern auf sie herab. Sie nannten sie "Arsch ohne Hände", wenn Sie verstehen. Dass sie gerne las, Bücher regelrecht verschlang, spielte für meine Tanten keine Rolle. Aber diese Bücher haben meiner Mutter ermöglicht, eine andere Welt kennen zu lernen, zu wissen, dass da was ist, was man sich holen kann.

- Annie Ernaux